

Jochen Hörisch

Metaphorischer Realismus / Realistische Metaphorik

Der Brücken-, Geld- und Identitätstraum des grünen Heinrich

Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen?

Friedrich Nietzsche, *Nachgelassene Fragmente Herbst 1881* (Nietzsche 1967 ff., V.2, 434)

„Dies nimmt mich Wunder!“ (XII, 343)¹ spricht der träumende grüne Heinrich in einem ein wenig antiquiert anmutenden *genus dicendi* zum „weisen Pferd“, auf dessen Rücken er zur Mutter in die Heimat zurückreitet. Der träumende Rückkehrer hat Gründe genug, sich zu wundern bzw. vom Wundern und von Wundern in Beschlag genommen zu sein. Denn er ist im Traum auf dem Rücken eines weise Sprüche von sich gebenden Pferdes über eine belebte „Palastbrücke“ bzw. über einen ‚Brückenpalast‘ geritten. Und nun möchte er wissen und verstehen, was da vor sich geht, was da der Fall ist und was das alles bedeutet – „ob dies stattliche Brückenleben eigentlich ein Uebergang, wie es einer Brücke geziemt, oder ein Ziel, wie es ihr auch wieder geziemen könnte, da sie so hübsch ist, ein Zweck oder ein Mittel sei? Ein bloßes Bindemittel oder eine in sich ruhende Vereinigung? Ein Ausgang oder ein Eingang, ein Anfang oder ein Ende? ein A oder ein O? Dies nimmt mich Wunder!“ (XII, 343) Das sind analytische und interpretatorische Fragen, die nun aber nicht etwa der erwachte und sich seines Traums entsinnende, sondern der schlafende, der träumende grüne Heinrich in der Erstfassung des Romans stellt (die Zweitfassung weist keine korrespondierende Passage auf, sie verzichtet auch auf das chiasmatische Begriffspaar ‚Palastbrücke/Brückenpalast‘). Heinrichs opulenter, ca. zwanzig Seiten umfassender Brückentraum (er findet sich im siebten Kapitel des vierten Buches der Erstfassung und im sechsten und siebten Kapitel des vierten Bandes der Zweitfassung, wo er mit den Kapitelüberschriften *Heimatträume* und *Weiterträumen* versehen ist), Heinrichs Brückentraum überbrückt in beiden Fassungen den Abgrund, der den Traum von der Traum-Analyse scheidet.² Und er baut

1 In Kellers *Traumbuch* aus dem Jahr 1848 findet sich eine ähnliche Formulierung: „Es nim(m)t mich eigentlich Wunder, warum ich diese kindischen Träume aufschreiben mag“ (XVIII, 163).

2 Ein Motiv, das Kellers Roman mit Wagners *Meistersingern* und Thomas Manns *Josephsroman* teilt – vgl. dazu Hörisch (2015, 265–266). In der zweiten Fassung des *Grünen Heinrich* gibt es eine Szene, die ausdrücklich das Verhältnis von Traum, Traumdeutung und Wirklichkeit anspricht. Der grüne Heinrich lernt Dortchen Schönfund kennen und macht die Erfahrung eines

eine prächtige Brücke zwischen zwei ersichtlich miteinander verwandten Motiven, die in der Weltliteratur prominent vertreten, aber nur selten so ausdrücklich aneinander gekoppelt sind wie in Kellers Roman *Der grüne Heinrich*: eben das Brücken- und das Traummotiv.

Dass Brücken in der Literatur (wie in der Kunst- und Kulturgeschichte überhaupt) eine bedeutende Rolle spielen, ist eine fast schon triviale Feststellung. Es genügt, einige wenige poetische Passagen zu evozieren, um dieser Trivialität einen gewissen Glanz zu verleihen (und sich für diese Passage dem ‚distant reading‘ zu verschreiben). Den Regenbogen als ebenso verheißungsvolle wie trügerische Brücke, die Erde und Himmel verbindet, kennen u. a. die griechische, die indische wie die germanische Mythologie; der Schluss von Wagners *Rheingold* schlägt eine Brücke zwischen diesen wirkungsmächtigen Mythologemen. Einen religionstechnischen Sinn gewinnt das religiös-mythisch aufgeladene Brückenmotiv, wenn Jakob von der Himmelsleiter³ träumt oder der Papst den Ehrentitel *pontifex maximus* erhält. Um ins profane, aber stets doch auch kryptosakral aufgeladene Register zu wechseln: Es ist müßig, alle Werke (der Literatur und der bildenden Kunst inklusive Fotografie und Filme) aufzuzählen, in denen die Rialto-Brücke, die Tower-Bridge, der pont neuf, le pont d'Avignon, die Golden-Gate-Bridge oder die Glienicker Brücke als zentrale Schauplätze von Plots dienen, die von Grenzüberschreitungen, Konfrontationen, Zusammenführungen und Zusammenkünften aller Art handeln. Weil Gottfried Keller eine ihn prägende Lebensphase in Heidelberg verbrachte, ist es naheliegend, Hölderlins berühmtes Heidelberg-Gedicht zu evozieren, auf das der Brückentraum des grünen Heinrich anspielt und das der Alten Brücke über den Neckar huldigt:

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt

déjà vu: „Unversehens erkannte ich an einem grüßenden Winken der Augen und der geöffneten Lippen das schöne Frauenzimmer, welches einst bei dem alten Trödler ins Fenster geschaut und nach chinesischen Tassen gefragt hatte; und nun zweifelte ich nicht länger, daß ich noch in einem jener Träume von der mißlungenen Heimkehr begriffen sei, und hielt demnach die ganze Erscheinung für ein neckendes Traumbild und meine Gedanken hierüber für das scheinbare Bewußtwerden des Träumenden, der zu erwachen und sich im alten Elende zu finden fürchtet. Da ich aber in der That erwacht war und mit lebendigem Verstande arbeitete, so empfand ich alles um so deutlicher und stärker, und als ich den Blick wieder auf die unschuldige Landschaft wandte, in welcher ich jeden bunten Stein und jedes Gras wieder zu erkennen mir bewußt war, wurden mir die Augen naß und ich drehte den Kopf zur Seite, um das Traumbild verschwinden zu lassen. Nach Jahren noch entnehme ich dieser kleinen Begebenheit, daß das Erlebte zuweilen doch so schön ist, wie das Geträumte, und dabei vernünftiger; und auf die Dauer kommt es ja nicht an“ (III, 149–150).

3 Auch der junge Keller schrieb ein Gedicht mit dem Titel *Himmelsleiter* (IX, 84).

Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf der Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling der Strom fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft. (Hölderlin 1975–2008, V, 466)⁴

Brückenmotive sind selbst dann, wenn sie qualitativ auf Hölderlin-Niveau entfaltet werden, leicht bis standardmäßig zu interpretieren.⁵ Brücken verbinden unterschiedliche Ufer; sie überwinden Abgründe und Grenzen (selbst die zwischen Himmel und Erde, Immanenz und Transzendenz); in ihnen materialisiert

⁴ Martin Heidegger hat dieses Gedicht zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen zur Phänomenologie der Brücke gemacht: „Die Brücke schwingt sich ‚leicht und kräftig‘ über den Strom. Sie verbindet nicht nur schon vorhandene Ufer. Im Übergang der Brücke treten die Ufer erst als Ufer hervor. Die Brücke läßt sie eigens gegeneinander über liegen. Die andere Seite ist durch die Brücke gegen die eine abgesetzt. Die Ufer ziehen auch nicht als gleichgültige Grenzstreifen des festen Landes den Strom entlang. Die Brücke bringt mit den Ufern jeweils die eine und die andere Weite der rückwärtigen Uferlandschaft an den Strom. Sie bringt Strom und Ufer und Land in die wechselseitige Nachbarschaft. Die Brücke *versammelt* die Erde als Landschaft um den Strom. So geleitet sie ihn durch die Auen. Die Brückenpfeiler tragen, aufruhend im Strombett, den Schwung der Bogen, die den Wassern des Stromes ihre Bahn lassen. Mögen die Wasser ruhig und munter fortwandern, mögen die Fluten des Himmels beim Gewittersturm oder der Schneeschmelze in reißenden Wogen um die Pfeilerbogen schießen, die Brücke ist bereit für die Wetter des Himmels und deren wendisches Wesen. [...] Wenn wir jetzt – wir alle – von hier aus an die alte Brücke in Heidelberg denken, dann ist das Hindenken zu jenem Ort kein bloßes Erlebnis in den hier anwesenden Personen, vielmehr gehört es zum Wesen unseres Denkens *an* die genannte Brücke, daß dieses Denken *in sich* die Ferne zu diesem Ort *durchsteht*. Wir sind von hier aus bei der Brücke dort und nicht etwa bei einem Vorstellungsinhalt in unserem Bewußtsein. Wir können sogar von hier aus jener Brücke und dem, was sie einräumt, weit näher sein als jemand, der sie alltäglich als gleichgültigen Flußübergang benützt. Räume und mit ihnen ‚der‘ Raum sind in den Aufenthalt der Sterblichen stets schon eingeräumt. Räume öffnen sich dadurch, daß sie in das Wohnen des Menschen eingelassen sind. Die Sterblichen *sind*, das sagt: *wohnend* durchstehen sie Räume auf Grund ihres Aufenthaltes bei Dingen und Orten. Und nur weil die Sterblichen ihrem Wesen gemäß Räume durchstehen, können sie Räume durchgehen“ (Heidegger 1954, 152–158).

⁵ Symbollexika listen verlässliche Bedeutungsfunktionen von Brücken auf, so etwa Butzer/Jacob (2012, 63–64).

sich die Spannung zwischen dem Immobilen und der Mobilität, der sie festen Grund gewähren; sie bleiben noch und gerade dann fest an einem Ort, wenn unter ihnen alles fließt; sie sind aber auch, wenn sie selbst mobil werden, also einstürzen (wie die berühmte Brücke am Tay am 28.12.1879, der Kellers Jahrgangsgefährte Theodor Fontane seine bekannteste Ballade widmete, oder die Autobahn-Brücke in Genua am 14.8.2018), pointierte Symbole der Gefahren, die sich einstellen, wenn Technik der Natur die kurzen Wege abtrotzt, die die Landschaftskonstellation verweigert; von Brücken, die den Fluss (des Lebens) überwölben und über die ein unendlicher Verkehr geht, kann man sich wie Kafkas Protagonist im *Urteil* in die Fluten stürzen; dennoch gehören Brücken (anders als Tunnel) der Sphäre des Hellen zu, versprechen sie doch noch und gerade als bevorzugte Orte für erbitterte Kämpfe (wie in Kellers Erzählung *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, von Matt 1990) oder Suizide sakrale wie profane Erleuchtungen.

Ähnlich vertraut und hermeneutisch so verlässlich ausdeutbar wie Brücken sind Träume. Auch hier ist der Hinweis auf die hohe Präsenz von Träumen in der Weltliteratur müßig bis trivial; auch hier genügt die Evokation von Jakobs Himmelleiter-Traum, von Josephs Traumdeuterkünsten, von Herzeleides besorgtem Muttertraum, von Shakespeares Sommernachtstraum, von Calderons Traum-Dramatik, von Heinrich von Ofterdingens Blaue-Blumen-Traum, von Arno Schmidts monströsem Opus magnum *Zettels Traum* etc. pp., um die poetische Allianz und Grundaffinität von Traum und Literatur herauszustellen (Alt 2002). Beide, die Literatur wie der Traum, entfalten ein ebenso prekäres wie reizvolles Spiel zwischen dem, was es gibt und was gängiger Weise wirklich bzw. Wirklichkeit genannt wird, und dem, was es *prima vista* nicht gibt, dem Ausgedachten bzw. den sich unbewusst einstellenden Visionen. Man muss aber kein großer Dialektiker sein, um angesichts solcher Entgegensetzungen von Sein und Nichtsein sogleich darauf hinzuweisen, dass es auch Träume und Literatur als ein Medium, das lügen und fingieren darf, mit all ihren irrealen Aspekten und Valenzen wirklich gibt. Schöne Literatur und Träume überbrücken den Abgrund, der Sein und Nichtsein, Faktisches und Fingiertes, Weisheit und Wissen voneinander scheidet. Kein Wunder, dass Brücken zum Inventar vieler, zumal literarischer Träume gehören. Gottfried Keller führte in den Jahren 1846–48 ein von ihm selbst so genanntes *Traumbuch*, in dem er bemerkenswerte, von ihm erinnerte Träume aufzeichnete und analysierte. Seine Freundin Johanna Kapp durfte in diesem Buch lesen und versah es daraufhin mit bemerkenswerten Eröffnungszeilen – nämlich einem Gedicht, das folgende Zeilen enthält: „Bedenk: Des Herzens Träume weben / Dir einen Steg ob jeder Kluft“ (XVIII, 97). Die knappen Zeilen nehmen sich wie eine prägnante Kurzfassung von Heinrichs Heimkehr- und Brückentraum aus.

Die Gründe für die enge Koppelung von Brücken- und Traummotiven in der Literatur (aber auch in bildender Kunst, Photographie und Film) sind gleichfalls leicht zu erklären. Träume unterhalten ein entspanntes Verhältnis zu Metaphern, und Brücken sind real und materiell gewordene Metaphern. Meint doch das griechische Wort ‚Metapher/μεταφορά‘ nichts anderes als ‚Übertragung‘ – also genau das, was durch eine Brücke geradezu verdächtig leicht ermöglicht wird. Man muss nicht durch Wasser waten, schwimmen oder rudern, man muss nicht steile Hänge hinab- und hinaufklettern, um sich und andere wertvolle Güter auf das andere Ufer oder auf die gegenüberliegende Talseite zu tragen. Sinn und Funktion von Metaphern durch ihre Überbrückungsfunktion zu erläutern, also metaphorisch zu erklären, was ‚Metaphern‘ sind und leisten, ist ein verbreitetes Verfahren.⁶ Metaphern lassen sich auch und gerade dann nicht vermeiden, wenn man klären und erklären will, was Metaphern sind und wie sie funktionieren. Diskussionen darüber, ob metaphorienfreie Sprachen möglich sind, dürfen als entschieden gelten: Allenfalls rein formale logisch-mathematische Symbolsprachen (wenn sie denn als Sprachen gelten sollen) sind bei großzügiger Interpretation metaphorienfrei; der Hinweis ist jedoch obligatorisch, dass auch Symbole wie x und y , Allquantoren-, Vektoren-, Summen- und Gleichheitszeichen übertragen werden wollen und müssen, dass sich also formale Sprachen in Alltagssprache übertragen lassen müssen, um zu funktionieren. Trotz dieses Grundsatzeinwandes lassen sich literarische Diskurse und *genera dicendi* sinnvoll danach unterscheiden, ob sie ein entbundenes oder distanzierendes Verhältnis zu Metaphern und anderen Formen der literarischen Bildlichkeit unterhalten oder nicht. Realistische oder neusachliche Literatur versucht zumeist, Metaphern zu kontrollieren und als solche zu durchschauen;⁷ romantische und surrealistische Literatur kennt solche Widerstände kaum, sie vertraut vielmehr auf die inspirierende Kraft metaphorischer Rede und auf enge Kopplungen zwischen metaphorischen und metaphysischen Erfahrungen. Weise sein, heißt immer auch: Metaphern als unhintergehbare Figuren zu akzeptieren; sich dem Wissen zu verschreiben, heißt immer auch: sich von der weisen Einsicht in die Unvermeidbarkeit von Metaphern nicht benebeln zu lassen.

Kellers grüner Heinrich ist bekanntlich ein kritischer und realistischer Kopf. Eben deshalb kann er nüchtern zur Kenntnis nehmen, dass es Unvernunft, Affekte, Verwirrungen, Irrationalität, Träume, Assoziationen und Ideologien, also falsche und irreführende Bild-Logiken, tatsächlich gibt. Sein großer Brücken-

⁶ Die literaturwissenschaftlichen Beiträge zur Metaphern-Forschung sind kaum mehr zu überschauen; genannt seien Haverkamp (1996), Blumenberg (1997), Lindemann (2016).

⁷ Zu den Subtilitäten von Kellers Realismus vgl. Amrein (2008, 63–86) sowie Swales (1990, 9–22).

traum wird denn auch durch zwei Zäsuren des Erwachens (III, 108 und 118–119) in drei Abschnitte geteilt. Der zum zweiten Mal für kurze Zeit erwachte grüne Heinrich schaltet sogleich von unbewusst-träumerischer Metaphernproduktion auf bewusste Metaphern- bzw. Allegorienanalyse um.

Der Kopf schmerzte mich fieberhaft, während ich das Geträumte zusammen las. Diese verkehrte Welt, in welcher das im Wachen müßige Gehirn bei nachtschlafender Zeit auf eigene Faust zusammenhängende Märchen und buchgerechte Allegorien nach irgendwo gelesenen Mustern, mit Schulwörtern und satirischen Beziehungen ausheckte und fortspann, begann mich zu ängstigen, wie der Vorbote einer schweren Krankheit; ja es beschlich mich sogar wie ein Gespenst die Furcht, auf diese Art könnten meine dienstbaren Organe mich, d. h. meinen Verstand, zuletzt ganz vor die Thüre setzen und eine tolle Dienstbotenwirtschaft führen.

Als ich der Sache weiter nachdachte, empfand ich die Gefahr, die darin liegt, sich gegen Natur und Gewohnheit mit dem völlig Geistlosen beschäftigen und nähren zu wollen, und doch wußte ich nicht, wie aus dem Banne hinauszukommen wäre. Darüber schlief ich wieder ein und das Träumen ging neuerdings an; doch verlor sich das unheimliche Allegorienwesen und das Gesetzlose regierte fort.

Ich trieb jetzt das halbzerbrochene und schwer mit Säcken beladene Pferd eine bergige Straße hinauf nach dem Hause der Mutter (III, 118–119).

So der Wortlaut von Heinrichs wacher Traumreflexion in der Zweitfassung des Romans. Die Erstfassung kennt keine entsprechende Passage, sie ist, um es im Vokabular der Psychoanalyse auszudrücken, stärker auf primär- als auf sekundärprozesshafte Qualitäten des Traums fokussiert. Nur die Zweitfassung führt – und dies gleich zweifach – das Fachwort ‚Allegorien‘ bzw. ‚Allegorienwesen‘ auf und versäumt dabei den Hinweis nicht, dass diese Allegorien „buchgerecht“, „nach irgendwo gelesenen Mustern“ und „mit Schulwörtern [...] ausgeheckt“ seien. An der kritisch-negativen Bewertung dieser Traum-Allegorien kann kein Zweifel bestehen. Der grüne Heinrich erkennt, dass seine Traumwelt „eine verkehrte Welt“ war, ihm schmerzt in Erinnerung daran der Kopf, er ängstigt sich vor seinem Traum wie vor einem „Vorbote einer schweren Krankheit“, und wie ein „Gespenst“ beschleicht ihn die „Furcht“, nicht mehr Herr seiner Sinne und seiner selbst zu sein, den Verstand zu verlieren und einer „tollen Dienstbotenwirtschaft“ unterworfen zu werden. Bemerkenswert ist die Rhetorik dieser Passage. Wenn man, dem etablierten Brauch seit Quintilian folgend, die Metapher als verkürzten Vergleich versteht („metaphora brevior est similitudo“, Quintilian, *Institutio Oratoria* 8, 6, 8), so kombiniert die zitierte Passage Metaphern in diesem Sinne mit Wendungen, die ausdrücklich das Vergleichspartikel „wie“ bemühen. „Wie der Vorbote einer schweren Krankheit“ und „wie ein Gespenst“ nehmen sich die Traumelemente aus, die, so die Wendung ohne Vergleichspartikel, eine gegen den kontrollierenden Verstand revoltierende „tolle

Dienstbotenwirtschaft“ etablieren. Diese scharfe Traum-Kritik ist irritierend. Denn der weise Brückentraum des grünen Heinrich hat zweifellos ein bemerkenswert hohes intellektuelles Niveau – auch deshalb, weil er seine eigene Deutung gleich mitliefert, eine Deutung, deren Geltung durch die soeben zitierte wache Reflexion in Frage gestellt und depotenziert wird.

Einen so komplexen, langen⁸ und anspielungsreichen Traum wie den des grünen Heinrich zusammenzufassen, ist ein problematisches, ja heikles Unterfangen. Und doch ist referierende Komplexitätsreduktion unvermeidlich – auch deshalb, weil dieser Traum selbst in seiner ebenso bündigen wie theoretisch ausgesprochen anspruchsvollen Interpretation mündet. Dies also ist die ganz der homo-viator-Topik (Marcel 1949) verpflichtete Traumhandlung (nach der Zweitfassung): Der grüne Heinrich wandert in die Heimat zurück, kommt an einem Furchen ziehenden Landmann vorbei, die Furchen füllen sich mit goldenen Körnern, die in die Luft geworfen werden und sich in lauter goldene Schaumünzen verwandeln. Diese Metamorphosen, die Metaphern sachlich wie begrifflich verwandt sind, setzen sich fort: aus den Goldmünzen wird ein sprechendes Pferd (das an Achills Pferd Xanthos, aber auch an Don Quichottes Rosinante erinnert – „eine Rosine“ wird denn auch ausdrücklich erwähnt, [III, 103]), ein Goldfuchs, auf dessen Rücken sich der grüne Heinrich schwingt; aus dem Pflug wird ein Schiff, das der ansonsten doch der festen Erde verpflichtete Bauer besteigt. Aus einem Wasserstrahl schmiedet der Bauer nun ein Schwert, das er sich selbst überreicht, wobei er sich in Wilhelm Tell verwandelt. Heinrich reitet weiter und gelangt in das Dorf des Oheims, trifft auf Judith, die ihm einen Kuss gibt, der „eigentlich ein Stück Apfelkuchen“ ist (III, 105). Er will in das Haus der Verwandten gehen und stellt dabei freudig fest, dass auf dem Pferderücken ein Mantelsack voll mit sich schnell vermehrenden schönen Kleidungsstücken ist. Schamhaft zieht er sich um; was er mit den alten Kleidern anfangen soll, weiß er nicht – ein subtiles Spiel mit der Text/Textil-Gewebe-Spinnerei-Verwandtschaft (Steiner 2006), für die Heinrichs fast unablässig spinnende Mutter leitmotivisch entsteht. Da erscheint Anna, mit der er Hand in Hand ins

⁸ Die Schilderung des Traums nimmt ca. 20 Seiten in Anspruch und doch dauert er, wie das sprechende Pferd dem Träumenden deutlich macht, nur wenige Sekunden – „kaum zwei Sekunden“ in der Erstfassung (XII, 340–341), kaum drei in der Zweitfassung. „Dieses ganze Gespräch, überhaupt unsere ganze werthe Bekanntschaft ist das Werk und die Dauer von kaum drei Sekunden und kostet dich kaum einen Hauch von deinem geehrten Körperlichen!“ ,Wie, drei Sekunden? Ist es nicht schon wenigstens eine Stunde, seit wir auf dieser endlosen Brücke reiten?“ ,Drei Sekunden dauert der Hufschlag des nächtlichen Reiters, der meine Erscheinung in dir hervorgerufen; mit ihm wird sie verschwinden, und du kannst wieder zu Fuß gehen!“ ,Um des Himmels willen! So verliere keine weitere Zeit, sonst geht der Augenblick vorüber, eh' ich über diese schöne Brücke im reinen bin!“ (III, 115–116).

Haus schreitet, wo er seine Verwandten, auch die verstorbenen, widersieht, die alle mitsamt von Tieren umgeben sind und Pfeife rauchend auf und ab schreiten. Der Oheim bittet zu Tisch, und alle singen gemeinsam ein Traumlied, das mit den Versen beginnt: „Wir träumen, wir träumen, / Wir träumen und wir säumen“ (III, 108). „Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen“, wusste schon Novalis im sechzehnten *Blüthenstaub*-Fragment (Novalis 1960 ff., II, 416), der Dichter des Traums von der blauen Blume. Auch Heinrich erwacht, „in Thränen gebadet“ (III, 108), nachdem er träumte, dass er träumte. Aber alsbald schläft er wieder ein (Ende des sechsten Kapitels des vierten Bandes der Zeitfassung) und träumt weiter (im folgenden siebten Kapitel).

In einem großen grünen Wald voll Erdmännchen und Moosweiblein, die florale Schönheiten mit goldenen Laternchen beleuchten (Kellers Prosa liebt bekanntlich Diminutive), gelangt Heinrich zu einer anfangs wunderbar nutz-, jedoch nicht sinnlosen Hängebrücke, die über einen bequemen, leicht zu begehenden und dennoch unbetretenen Boden führt. Ihr Steg führt unter dem offenen hellen Himmel über Baumwipfel hinweg, doch dann öffnet sich unten die dunkle Tiefe einer Felsschlucht, in der Heinrichs Mutter, eisgrau geworden, alt und gebeugt auf einer kleinen Bachwiese an einem Spinnrad sitzt. Mutter und Sohn erblicken sich, die Mutter stößt einen Freudenschrei aus, der Steg kracht in sich zusammen, die Szene ändert sich plötzlich. Heinrich steht auf einem Berg, der seiner Heimatstadt gegenüberliegt. Der Fluss, der ihn von ihr trennt, ist zehnmal breiter als sonst; er erblickt zahlreiche junge Mädchen, die ihm zulachen – verständlich, dass er geschwind den Fluss überqueren will. Der Goldfuchs ist ihm dabei zu Diensten. Heinrich legt den Mantelsack auf den Pferderücken und reitet der Brücke entgegen, die aber nicht mehr die alte, karge, ihm vertraute Holzbrücke, sondern ein prächtiger Marmoralast mit zwei Stockwerken ist. Die innere Brückenwand ist mit zahllosen Malereien bedeckt, die das die Brücke beschreitende Volk vom Helden bis zum Lumpenhund darstellen, wobei die Passanten in die Bilder eingehen et vice versa – ein unausgesetzter „Austausch zwischen dem gemalten und wirklichen Leben“ (III, 114). Doch nicht nur die Differenz zwischen Bild und Abgebildetem, sondern auch die von Vergangenheit und Zukunft schwindet: „[a]uf dieser wunderlichen Brücke [schien] Vergangenheit und Zukunft nur Ein Ding zu sein“ (III, 114).

Und nun folgt ein atemberaubender Dialog zwischen Pferd und Reiter. Er bedenkt, um eine Formel aus Walter Benjamins Keller-Essay aufzugreifen, „die Ökonomie des Menschendaseins“ (Benjamin 1972–1999, II/1, 289) und zugleich und ineins damit eine der anspruchsvollsten philosophischen Fragen, die nach Identität, Differenz und Äquivalenz. Dieser ebenso weise wie witzige Dialog ist, weil er ein sachlich belastbares Beispiel für das in ebenso schöner wie kluger Literatur angesiedelte Wissen ist, die gleichschwebende Aufmerksamkeit des

Close Reading wert. Die surreale Fülle der zuvor evozierten Bilder, Symbole, Metaphern und Allegorien hat der grüne Heinrich unbefragt hingenommen, auch in der kurzen Wachphase bemüht er sich nicht um eine explizite Traumanalyse. Nun aber verlangt der grüne Heinrich, wohlgemerkt der schlafende, der träumende grüne Heinrich, nach Aufklärung darüber, was „das für eine muntere Sache“ sei. Diese Frage ‚summt er in sich hinein‘, doch sie bleibt nicht unerhört. Sein eloquenter Goldfuchs mit seinem guten Pferdegehör hat sie offenbar vernommen und ist um eine erstaunlich anspruchsvolle Antwort nicht verlegen, die man getrost unerhört nennen kann:

‚Nun möcht‘ ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!‘ summt ich in mich hinein, und das Pferd antwortete auf der Stelle: ‚Dies nennt man die Identität der Nation!‘ ‚Ei du bist ein sehr gelehrter Gaul!‘ rief ich, ‚der Hafer muß dich wirklich stechen! Woher nimmst du derartige Brocken?‘ ‚Erinnere dich‘, sagte der Goldfuchs, ‚auf wem du reitest! Bin ich nicht aus Gold entstanden? Gold aber ist Reichtum, und Reichtum ist Einsicht.‘ (III, 114)⁹

Die Äußerung des edlen *zoon logon echon* präsentiert eine ebenso prägnante wie lakonisch verdichtete Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Begriffs ‚Identität‘, indem sie mit frappierenden Gleichungen arbeitet: Gold = Reichtum, Reichtum = Einsicht. Was da gleichgesetzt wird, ist nun aber ersichtlich bzw. unüberhörbar nicht identisch im Sinne einer *a=a*-Tautologie. Die Gleichsetzung von Gold und Reichtum ist immerhin noch suggestiv, nicht aber analytisch halt-

⁹ Zum Vergleich die Passage in der Erstfassung: „Nun möcht‘ ich wohl wissen,‘ sagte Heinrich vor sich hin, während er aufmerksam Alles auf’s Genaueste betrachtete, ‚was dies für eine muntere und lustige Sache hier ist!‘ Das Pferd erwiederte auf der Stelle: ‚Dies nennt man die Identität der Nation!‘ ‚Himmell!‘ rief sein Reiter, ‚Du bist ein sehr gelehrtes Pferd! Der Hafer muß Dich wirklich stechen! Wo hast du diese gelehrte Anschauung erworben?‘ ‚Erinnere Dich‘, sagte der Goldfuchs, ‚auf wem Du reitest! Bin ich nicht aus Gold entstanden? Gold aber ist Reichtum, und Reichtum ist Einsicht“ (XII, 339). – In der Erstfassung gehen dem Brückentraum stärker noch als in der Zweitfassung markante Formulierungen voraus, die von den pekuniären Problemen nicht nur des grünen Heinrich handeln. Er ist zwar nicht mehr gezwungen, „Schulden zu machen“, um der „harten Geschäftspflicht“ nachzukommen, der ihrerseits klammen Hauswirtin die Miete zu bezahlen. Die „Berichtigung seiner Schuld“ ist möglich, weil er, wie der Hauswirtin nicht entgangen ist, „einiger Baarschaft froh“ ist, so dass sie sich mit der Mietnachsahlung „einer Menge kleiner heftiger Gläubiger“ entledigen und „neuen Credit beim Bäcker“ aufnehmen kann (XII, 316–317). Es folgen Wendungen wie die, dass Heinrich noch „unter den Stand ihrer [der Wirtin] eigenen Armuth hinabgesunken“ sei (XII, 317) und dass bei Heinrichs Mutter „sicheres Auskommen“ ohne „herbe Sparsamkeit“ (XII, 321) nicht zu haben ist. Nach der Brückentraum-Passage heißt es: „Noch mehr wunderte er sich über die Gier, mit welcher der Mangel ihn fortwährend von Geld und Gut und allen guten Dingen träumen ließ“ (XII, 349).

bar (man denke etwa an das Problem, das König Midas erleidet, dem sich alles, was er berührt, in Gold verwandelt); die Gleichsetzung von Reichtum und Einsicht ist überraschend und trifft deshalb auch auf den Widerstand des grünen Heinrich.

Seine überlegene analytische Intelligenz führt der Goldfuchs halb bescheiden, halb kokett darauf zurück, dass er sich einer Metamorphose verdankt – er ist aus Gold entstanden, das seinerseits aus den goldenen Körnern entstanden ist, die ein Landmann in die Luft geworfen hat. Geschuldet ist demnach die Einsichtsfähigkeit des ‚gelehrten‘, nun gar ‚weisen Gauls‘ (III, 114 – was für eine Wortkombination: der weise Gaul) seiner Entstehung aus Gold. Der grüne Heinrich hat hinreichend viele negative Erfahrungen mit Gold und Geld bzw. dem Mangel an Geld gemacht, und also kann er dem „weisen Gaule nicht mit gutem Gewissen recht geben [...], daß Reichtum Einsicht sei“ (III, 114). Zumindest die zweite vom weisen Gaul aufgestellte Gleichung wird ausdrücklich als kognitive Zumutung markiert, die aber nicht weiter problematisiert wird. Folgt doch eine bemerkenswerte Formulierung. Der grüne Heinrich trägt den Dissens mit dem Pferd, das ihn trägt, nicht aus, sondern vertraut darauf, dass der ‚weise Salomo‘ – mit dem Namen des ebenso reichen wie klugen Herrschers spricht er ihn nun an – auf seine großspurigen Thesen Kleingeld herausgeben kann, „[...] fand ich mich doch unvermutet so einsichtsvoll, daß ich wenigstens nichts erwiderte und gemütlich weiterritt“ (III, 114). Der grüne Heinrich lässt also erst einmal die frappierenden Gleichsetzungen von Gold und Reichtum sowie von Reichtum und Einsicht¹⁰ gelten, die der gelehrte, weise, nunmehr gar salomonische Weisheitsqualitäten aufweisende Goldfuchs ins Feld führt. Aber er will genauer wissen, wie es um das Konzept Identität bestellt ist.

‚Nun sage mir, du weiser Salomo!‘ begann ich nach einer Weile von neuem: ‚Heißt eigentlich die Brücke die Identität oder die Leute so darauf sind? Welches von beiden nennst du so?‘

‚Beide zusammen sind die Identität, sonst spräche man ja nicht davon!‘

‚Der Nation?‘

‚Der Nation, versteht sich!‘

‚Also ist die Brücke auch eine Nation?‘

10 Das Motiv der über Geld vermittelten Gleichsetzung des Unterschiedlichen ist im Kapitel *Das Pergamentlein* (Dritter Band, Neuntes Kapitel) vorbereitet. Es schildert Heinrichs erfolgreiches Bemühen, an das von seinem früh verstorbenen Vater für ihn angelegte kleine Kapital zu gelangen, das in einem vergilbten Pergament dokumentiert wird. Der grüne Heinrich fragt sich, „zu was ein solches Geld nützlich wäre“. Man kann, so die Antwort, mit diesem Geld solch unterschiedlichen Dingen wie eine Wiese, ein Weinberg oder ein Wegrecht erwerben oder es als ein weiter aufzubewahrendes „Zinsstück“ verwenden (II, 96).

„Ei seit wann,“ rief das Pferd unwillig, „kann denn ein Vehikel, so schön es ist, eine Nation sein? Nur Leute können eine sein, folglich sind es die Leute hier!“

„So! und doch sagtest du soeben, die Nation und die Brücke machen zusammen eine Identität aus!“

„Das sagt ich auch und bleibe dabei!“

„Nun also?“

„Wisse“, antwortete der Gaul bedächtig, indem er sich auf allen Vieren spreizte, „wisse, wer diese heikle Frage zu beantworten und den Widerspruch zu lösen versteht, der ist ein Meister und arbeitet an der Identität selber mit. Wenn ich die richtige Antwort, die mir wohl so im Munde herumläuft, rund zu formulieren verstehe, so wäre ich nicht ein Pferd, sondern längst hier an die Wand gemalt. Uebrigens erinnere dich, daß ich nur ein von dir geträumtes Pferd bin und also unser ganzes Gespräch eine Ausgeburt und Grubelei deines eigenen Gehirnes ist. Mithin magst du fernere Fragen dir nur selbst beantworten aus der allerersten Hand!“ (III, 114–115)

Fernere Fragen drängen sich in der Tat auf. Etwa die, ob eine Brücke sinnvoller Weise als „Vehikel“ bezeichnet, gar mit einem Vehikel gleichgesetzt werden kann. Ist sie nicht als immobile Größe das, was Vehikel trägt, also dort die gesteigerte Mobilität ermöglicht, die eine zerklüftete Landschaft ansonsten verhindern würde? Dann aber kann sie als funktionales Äquivalent zu Vehikeln verstanden werden. Theoretische Rekonstruktionen und Explikationen belletristischer Einsichten sind mit diesen so wenig identisch, wie Reichtum und Einsicht oder eine Brücke und eine Metapher oder ein Vehikel und eine Brücke identisch sind. Wohl aber sind sie äquivalent. Und eben dies ist die sich abzeichnende Pointe des faszinierenden und im Wortsinne exzentrischen Dialogs eines Träumers mit seinem Traum, eines Träumers, der ahnt und dem schwant, dass er nicht Herr im eigenen Haus ist, sondern dass vielmehr eine „tolle Dienstbotenwirtschaft“ droht, wenn es um Fragen der Identität von Identität und Äquivalenz geht. Anspruchsvolle, also nicht-tautologische Identität liegt nur dann vor, wenn beide Seiten einer Gleichung auf Unterschiedliches Bezug nehmen und doch als gleiche expliziert werden. Dass $a^2+b^2=c^2$, dass $\pi=3,14\dots$, dass $E=mc^2$ ist, ist alles andere als tautologisch. Darauf muss man erst einmal kommen, diese *prima vista* verborgene Einsicht muss sich erst einmal erschließen. Erschlossen werden solche nicht-identischen (im Sinne von nicht-tautologischen) Identitäten über die Brückenfunktion des Gleichheitszeichens. Überraschende Einsichten hält dieses Zeichen bereit, wenn die Relate zu seiner Linken und zu seiner Rechten nicht identisch (nicht tautologisch dasselbe), sondern äquivalent, eben einander gleich bzw. gleichwertig sind.

Kellers großer Roman liest sich wie eine poetisch anspruchsvolle Parallelfassung zu Hegels dialektischen Überlegungen zur (nicht-trivialen) Identität, die immer eine Identität von Identität und Differenz ist. Kellers Roman überbietet nun aber noch Hegels analytisches Niveau. Der Schlüsselsatz aus der *Phäno-*

menologie des Geistes, das Ich sei „der Inhalt der Beziehung und das Beziehen selbst; es ist es selbst gegen ein Anderes, und greift zugleich über dieses Andere über, das für es ebenso nur es selbst ist“ (Hegel 1970, III, 132), erfasst theoretisch die Erfahrung des träumenden grünen Heinrich. „Ich unterscheide mich“, so Hegel, „von mir selbst, und es ist darin unmittelbar für mich, daß dies Unterschiedene nicht unterschieden ist“ (Hegel 1970, III, 134–135). Der Träumer ist – um eine Formel zu verwenden, die erst ein Jahrhundert nach Hegel und ein halbes Jahrhundert nach Kellers Roman von Bertrand Russell geprägt wurde – als Menge aller Mengen, die sich selbst als Element enthält, ein durch und durch problematischer Fall. Auch nicht träumende, sondern lucide selbstbewusste, mit sich identische Subjekte (die Fichte mit der Ich=Ich-Gleichung zu erfassen versuchte) kommen in dieser Gleichung doppelt vor: als wissende Subjekte und als eines von vielen Relaten ihres Wissens (in tradierter philosophischer Terminologie: als Subjekt und Objekt). Und doch sollen sie ja ein mit sich identisches Subjekt sein. Der träumende grüne Heinrich träumt, dass er träumt, und wird überdies von einem seiner Traumprodukte, dem sprechenden Pferd, explizit darauf hingewiesen, dass er träumt.

„Uebrigens erinnere dich, daß ich nur ein von dir geträumtes Pferd bin und also unser ganzes Gespräch eine Ausgeburt und Grübelei deines eigenen Gehirnes ist. Mithin magst du fernere Fragen dir nur selbst beantworten aus der allerersten Hand!“

„Ha! du widerspenstige Bestie!“ schrie ich und stieß dem Tiere die Fersen in die Weichen, „um so mehr, du undankbarer Klepper! bist du mir zu Red’ und Antwort verpflichtet, da ich dich aus meinem so mühselig ergänzten Blute erzeugen und diesen Traum lang speisen und nähren muß!“ (III, 114–115)

Dankbar ist der grüne Heinrich für den bescheidenen Hinweis seines Pferdes nicht, dass es nur eine Ausgeburt des Träumers ist. Spricht der Reiter sein Pferd doch nicht mehr respektvoll als „weisen Salomo“, sondern als „widerspenstige Bestie“ und „undankbaren Klepper“ an. Gerade dann, wenn er von seinem (Traum-)Geschöpf auf seine herrschaftliche Schöpferpotenz hingewiesen wird, reagiert der grüne Heinrich außerordentlich gereizt. Dabei wird er, der hoch zu Ross Reitende und nicht zu Fuß gehende, seinem Namen doch gerade in der Traumsequenz mit dem Goldfuchs gerecht – und zugleich nicht gerecht. Der literarisch so beliebte Name Heinrich meint bekanntlich denjenigen, der in seinem Haus, in seinem Heim die Herrschaft ausübt (von ahd. „rīhhi“ = mächtig, Fürst). Heinrich aber ist ein Ich, das mit sich selbst über Kreuz liegt. Von seinem Traumprodukt muss er sich belehren lassen, dass er der Traumproduzent ist – oder eben nicht. Träume mit dem Possessivpronomen „mein“ (Traum) zu versehen, ist riskant. Dabei sind in seinen Namen die Worte „ein“ und „Ich“, ein un-

bestimmter Artikel und das erste Personalpronomen eingelassen: *Heinrich*.¹¹ Notabene: Es ist aus dezidiert philologischer Perspektive bemerkenswert, dass der klassische und der neoklassische Ich-Philosoph Eigen- bzw. Familiennamen tragen, in denen sich das Wort „ich“ versteckt bzw. offenbart: Johann Gottlieb *Fichte* und Dieter *Henrich* (Dieter, nicht Dietrich). Euphemistisch so genannte Eigennamen sind nun aber geradezu der Inbegriff der Fremdbestimmung, worauf die wiederholten Reflexionen zum Status, zur Genese und zur Funktion von Eigennamen im *Grünen Heinrich* immer wieder hinweisen. Im Namen anderer, häufig sehr großer göttlicher anderer, wird ein *infans*, was ja nichts anderes als ein noch sprachunfähiges Menschenwesen meint, auf einen Namen getauft, den es sich nicht selbst ausgewählt hat (Hörisch 2015b). Der wie sein „Ichel“-Sonette¹² verfasser Autor aus *Zürich* stammende, früh schon in grüne Textilien gewandete Heinrich erfährt, wie eng verwandt Textilien und Texte sind. Beide be- und entdecken unsere Blöße.

Die beiden Traumkapitel in Kellers Roman wären großartig und bedenkenswert genug, wenn sie mit den soeben rekonstruierten Einsichten in die Komplexität von Identitätsrelationen, zumal selbstbezüglicher, endeten. Aber der Traum hält seine eigentliche Pointe erst noch bereit.¹³ Heinrich, ein Ich wie andere auch, ein Ich, das mit anderen gemeinsam hat, eine unverwechselbare Lebensgeschichte zu haben, Heinrich, ein Größen-Ich, das wie andere auch Depotenzierungserfahrungen aller Art durchmachen musste und muss, steht noch eine Kränkung bevor, die mit einer profanen Erleuchtung zusammenfällt. Er reitet weiter und bemerkt zufrieden, dass er

von allen Seiten mit biederer Achtung begrüßt wurde; denn schon mehr als einer der Vorübergehenden hatte mit eigentümlichem Griffe meinen strotzenden Mantelsack betastet, ungefähr wie die Metzger tun, wenn sie in den Bauernställen oder auf Märkten ein Stück Rindvieh auf seine Fettigkeit prüfen und ihm Kreuz und Lenden bekneifen.
„Das sind ja absonderliche Manieren!“ sagte ich endlich; „ich glaubte, es kenne mich kein Mensch hier!“

11 Diesen Hinweis verdanke ich meiner Doktorandin Rebecca Richter, die (hoffentlich) bald eine Untersuchung zur poetischen Präsenz und Potenz des Namens Heinrich vorlegen wird.

12 In den von ihm so benannten *Ichel*-Sonetten (ein Wortspiel mit M/ichel) aus dem Jahr 1846 attackiert Keller noch vor seiner Wendung zu Feuerbachs Atheismus mit August Adolf Ludwig Follen die von diesem so titulierte „gott-losen Nichts-Wütheriche“ Arnold Ruge und Karl Heinzen. Die Eingangszeilen sind auf die Silbe „ich“ fixiert (auch in den Worten ‚spricht‘ und phonetisch in ‚selig‘: „XXI. Auch an die ‚Ichel‘ – 1. ‚Ich mach‘ die Seelen selig, Ich allein!‘ / Spricht Rom“ (XIII, 55).

13 Die folgenden Überlegungen nehmen Thesen wieder auf, denen ich schon 1983 in meiner Habilitationsschrift nachgegangen bin. (Vgl. Hörisch 1983, 118–119).

„Es gilt auch nicht dir“, meinte der Goldfuchs, „sondern deinem Quersack, deiner dicken Goldwurst, die mir das Kreuz drückt!“

„So? also das ist die Lösung und das Geheimnis deiner ganzen Identitätsfrage, das gemünzte Gold? denn du bist ja aus gleichem Stoffe, ohne daß dich ein einziger betastet!“ (III, 116)¹⁴

Der grüne Heinrich muss erleben, dass nicht ihm, dem Reiter hoch zu Ross, und auch nicht seinem Pferd aus massivem Gold die Aufmerksamkeit der Passanten auf der Brücke gilt, sondern den Goldmünzen, die sich im „strotzenden Mantelsack“, im „Quersack“ bzw. in der „dicken Goldwurst“ verbergen. In beiden Roman-Fassungen liegt ein deutlicher Akzent auf dem Umstand, dass nicht das Gold als Stoff, sondern das gemünzte, also zu Geld gewordene Gold die Passanten fasziniert. Der Grund für diese Faszination erschließt sich dank der vorangegangenen Reflexionen und Analysen zum komplexen Problemfeld von Identität und Äquivalenz in ebenso überraschender wie plausibler Weise: Gemünztes Gold, also Geld, ist das Medium der systematischen Gleichsetzung des Nichtgleichen. Der grüne Heinrich weiß ein Lied davon zu singen, dass sich Unterschiedlichstes wie bemalte Fahnenstangen, Gemälde, der Trödelkram der Frau Margret, Speisen, Textilien, Dienstleistungen oder die Schuldforderungen des Jugendfeindes Meierlein, dem er am Ende seines Traumes wiederbegegnet, gleichsetzen lassen. Gemünztes Gold / Geld setzt systematisch äquivalent, was nicht identisch ist – und ist insofern „die Lösung und das Geheimnis“ der „ganzen Identitätsfrage“ bzw. „Identitätsherrlichkeit“, wie es in der Erstfassung nicht ohne höhnische Untertöne heißt.

Die Zweitfassung des *Grünen Heinrich* formuliert wiederum komplexer als die Erstfassung, wenn sie deren Wendung „Geheimnis und Lösung“ in „Lösung und Geheimnis“ umkehrt. Das Geheimnis hat das letzte Wort, es besteht auch nach seiner Lösung fort. Denn die über das gleichgültige, indifferente Äquivalenzmedium Geld erfolgende Identifizierung des Nichtidentischen funktioniert umso effektiver, je stärker sie ausgeblendet und nicht eigens bedacht wird. Identitäten festzustellen und herzustellen, ist nach der weitreichenden Einsicht Kellers keine Leistung autonomer und in jedem Wortsinne selbstbewusster Subjekte, sondern Effekt des über das Medium Geld vermittelten Äquivalenten-tauschs. Er oktroyiert intersubjektiv verbindliche Kategorien und Analyseformen. Mit sich selbst kann man nicht tauschen. Der Tausch ist, wie Claude Lévi-Strauss gezeigt hat, noch vor Sprache die Grundform von Interaktion und Inter-

¹⁴ In der Erstfassung: „also ist das Geheimniß und die Lösung dieser ganzen Identitätsherrlichkeit doch nur das Gold, und zwar das gemünzte? Denn sonst würden sie Dich ja auch betasten, da Du aus dem nämlichen Stoffe bist!“ (XII, 344).

subjektivität. Die Identität von Gruppen und Großgruppen wie der Nation besteht darin, dass mit sich identische Individuen die Gemeinsamkeit haben, jeweils andere zu sein und anderes zu haben, was sich im Tausch mit anderen gleichsetzen lässt. Kellers Bildungs- und Künstlerroman begreift die heikle Identität von Subjekten als Epiphänomen der Identität, die der geldvermittelte Tausch stiftet. Aber genau das wollen die gängigen Selbstverständigungsfiguren selbstbewusster Subjekte zumeist nicht wissen.

Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Namen Nietzsche und Marx stehen für solche Ausnahmen in der Sphäre der Theorie. Dem großen Keller-Bewunderer Nietzsche (beide lernten sich 1884 auch persönlich kennen, Janz 1993, 341–342) gelangen in seinem Buch *Zur Genealogie der Moral* Formulierungen, deren analytische Nähe zu Kellers prägnanter Formel, das gemünzte Gold sei der geheimnisvolle Kern und die Lösung der gesamten Identitätsfrage, unverkennbar ist.

Das Gefühl der Schuld, der persönlichen Verpflichtung [...] hat, wie wir sahen, seinen Ursprung in dem ältesten und ursprünglichsten Personen-Verhältniss, das es giebt, gehabt, in dem Verhältniss zwischen Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner: hier trat zuerst Person gegen Person, hier *mass sich* zuerst Person an Person. Man hat keinen noch so niedren Grad von Civilisation aufgefunden, in dem nicht schon Etwas von diesem Verhältnisse bemerkbar würde. Preise machen, Werthe abmessen, Äquivalente ausdenken, tauschen – das hat in einem solchen Maasse das allererste Denken des Menschen präoccupirt, dass es in einem gewissen Sinne *das* Denken ist: hier ist die älteste Art Scharfsinn herangezüchtet worden, hier möchte ebenfalls der erste Ansatz des menschlichen Stolzes, seines Vorrangs-Gefühls in Hinsicht auf anderes Gethier zu vermuthen sein. Vielleicht drückt noch unser Wort ‚Mensch‘ (*manas*) gerade etwas von *diesem* Selbstgefühl aus: der Mensch bezeichnete sich als das Wesen, welches Werthe mißt, werthet und misst, als das ‚abschätzende Thier an sich‘. Kauf und Verkauf, sammt ihrem psychologischen Zubehör, sind älter als selbst die Anfänge irgend welcher gesellschaftlichen Organisationsformen und Verbände: aus der rudimentärsten Form des Personen-Rechts hat sich vielmehr das keimende Gefühl von Tausch, Vertrag, Schuld, Recht, Verpflichtung, Ausgleich erst auf die grössten und anfänglichsten Gemeinschafts-Complexe (in deren Verhältnis zu ähnlichen Complexen) *übertragen*, zugleich mit der Gewohnheit, Macht an Macht zu vergleichen, zu messen, zu berechnen (Nietzsche 1967 ff., VI/2, 321–322).

Nietzsche hat die *Genealogie der Moral* am 14. Oktober 1886 an Gottfried Keller geschickt und seiner Sendung folgende Worte mitgegeben:

„inzwischen habe ich mir die Freiheit genommen, einer alten Liebe und Gewohnheit gemäß, Ihnen mein letztes Buch zu übersenden; mindestens bekam mein Verleger C. G. Nauemann den Auftrag dazu. Vielleicht geht dieses Buch mit seinem Fragezeichen-Inhalte wider Ihren Geschmack: vielleicht nicht seine *Form*“ (Nietzsche 1967 ff., III/3, 266).

Dass Nietzsches Schrift *in toto* Kellers Zustimmung gefunden hat, ist in der Tat nicht wahrscheinlich, die zitierte Passage aber dürfte ganz nach seinem analytischen Geschmack gewesen sein.

Der Umgang mit dem Identitäts- bzw. Äquivalenzmedium Geld erfolgt eigentümlich unbewusst, gewissermaßen mit traumwandlerischer Sicherheit. Wir bedenken nicht explizit, was wir tun, wenn wir über das Tauschmedium Geld systematisch gleichsetzen, was nicht gleich ist. Die weitreichenden mentalen und kognitiven Auswirkungen des geldvermittelten Äquivalententauschs nehmen uns nicht wunder, sie sind uns vielmehr gleichgültig. Eben diese Gleichgültigkeit überwindet der Brückentraum des grünen Heinrich. Er analysiert auf seine ästhetische, metaphorische, kryptotheoretische Weise die Geldform, die auch Marx und Nietzsche¹⁵ zu dechiffrieren versuchten. Die unbewusste Qualität ebenso komplexer wie Komplexität reduzierender, über das Medium Geld vermittelter Tauschakte war Marx eine prägnante Formel wert:

Indem (die Menschen) ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiednen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es. Es steht daher dem Werte nicht auf der Stirn geschrieben, was er ist. Der Wert verwandelt vielmehr jedes Arbeitsprodukt in eine gesellschaftliche Hieroglyphe. Später suchen die Menschen den Sinn der Hieroglyphe zu entziffern, hinter das Geheimnis ihres eignen gesellschaftlichen Produkts zu kommen (Marx 1956–1968, XXIII, 87).

Kellers großer Roman entstand in den Jahren, in denen auch Marx an seinem Hauptwerk arbeitete. Beide Werke müssen als belletristischer bzw. theoretischer Versuch verstanden werden, unverstandene „gesellschaftliche Hieroglyphen“ in lesbare Texte zu verwandeln. Dabei setzt Kellers Prosa Akzente, die noch deutlich stärker sind als die von Marx. Um schematisierend zusammenzufassen: Der Brückentraum des grünen Heinrich handelt unablässig von Verwandlungen – und läuft auf das trotz oder wegen seiner zauberhaften Dimensionen extrem realitätstaugliche Metamorphosen-Medium Geld hinaus, das systematisch Transsubstantiationen von Geldzeichen in reale Werte (Güter und Dienstleistungen) ermöglicht. Das Medium Geld überbrückt den Abgrund, der Symbole von dem trennt, was wir real und reell nennen. Brücken, die Übertragungen und Übersetzungen von Menschen und Dingen erleichtern und ermöglichen, gibt es tatsächlich. Sie sind real existierende, Holz, Stein, Beton oder Stahl gewordene Metaphern und ähneln immateriellen Träumen, die unablässig Metaphernket-

¹⁵ Zur Konstellation Keller-Nietzsche liegen mehrere Studien vor, zu Affinitäten zwischen Marx und Keller findet sich hingegen kaum Hinweise in der Forschungsliteratur. Eine Ausnahme ist Max Keller (1988).

ten figurieren. Ähnlichkeiten sind ohne Differenzen nicht zu haben: Träume gibt es wirklich; Traumgehalte sind hingegen nun eben Elemente eines Traums; sie haben keine verlässlichen Äquivalente im Realen; es gibt das Trauminventar nicht in der Weise, in der es Brücken gibt – und Geld. Mit dem Traum teilt Geld erstens den Umstand, alles mit allem assoziieren zu können, zweitens seine spezifisch un- bis vorbewusste Qualität und drittens die Zulassung irrationaler, insbesondere religiöser und sexueller Momente. Vom Traum unterscheidet sich Geld durch seine es geradezu definierende intersubjektive Geltung. Träume sind, auch wenn es problematisch ist, sie mit dem Possessivpronomen zu bezeichnen, hochgradig individualisiert; Geld ist hingegen der Inbegriff transsubjektiver Verbindlichkeit (ein gesetzliches Zahlungsmittel, Keller legt ja ausdrücklich Wert auf die Prägung „gemünzt“).

Kellers Roman hat diese Motive in der starken Szene entfaltet, die der Lösung der Identitätsfrage sogleich folgt. Der nunmehr mit ultimativem Durchblick in wenn nicht letzte, so doch vorletzte Fragen versehene grüne Heinrich wirft „einige Hände voll Goldmünzen in die Höhe, welche sogleich von hundert in der Luft zappelnden Händen aufgefangen und weiter geworfen wurden“ (III, 117). Geld zirkuliert und sorgt, wie der Goldfuchs weiter doziert, dafür, dass „sie (die Leute) ihre Privatsachen mit den öffentlichen Dingen für identisch halten.“ Das weise Pferd hat die Lektion aus Mandevilles 1705 erstmals erschienener (dann in weiteren Auflagen erweiterter) Bienenfabel und aus Adam Smith' 1774 erschienenem Klassiker *The Wealth of Nations* gelernt: privat vices become public benefits. In den Worten des Brückentraums: ‚habsüchtige Esel‘ (III, 117) mögen unangenehme Charaktere sein, sie tragen doch, wenn „jeder das Gold [des anderen] erst besehen und an seinem eigenen Golde gerieben“ hat, dazu bei, dass „beide Stücke sich verdoppeln“ und die Wirtschaft prosperiert – „es regnete förmlich Gold“. Eine Szene, deren sexuelle Tönung unverkennbar ist. Die Goldstücke reiben sich aneinander und verdoppeln sich sodann; Marx hat dafür eine klare Formel gefunden: Geld heckendes Geld. Wie Geldvermehrung in Kellers Werk geschildert und analysiert wird, wäre eine eigene Studie wert. Sie sollte Adolf Muschgs wertvollem Hinweis folgen: „Die Fortpflanzung des Geldes ist, wie seine Herkunft, undurchsichtige Männersache; für einen im Wortsinne noblen Charakter verbietet es sich von selbst, beim ‚Geschlechtsteil des Geldes‘ (Rilke) zu verweilen“ (Muschg 1977, 147). Nachdem Heinrichs Traum diese tabubewehrte Sphäre berührt hat, hebt er, der doch die protorationale Grundoperation des Identifizierens entschlüsselte, vollends in die Sphäre des Irrationalen ab. Der Goldfuchs verwandelt sich erneut. Ihm wachsen „große Flügel“, die die

Pegasus-Assoziation verbindlich machen würden¹⁶, wenn der Text nicht so gleich Mandevilles Klassiker Ref/verenz erweisen würde, indem er von einer „Riesenbiene“ (III, 117) und einem „goldenen Bienenpferde“ (III, 118) spricht. Der grüne Heinrich hebt ab, er fliegt, er „schwebte“, „geschwollen vom Bewußtsein des Reichtums [...] aus der Brückenhalle hinaus“ (III, 118), gibt sich „lüstern“ Heiratsphantasien hin – und stürzt, ein „neuer Ikarus“, von Wilhelm Tells Pfeil getroffen, „samt dem Goldfuchs prasselnd aufs Kirchendach“ (III, 118–119). Ein hartes Erwachen, dem die erwähnte Allegorienanalyse folgt.



Abb. 1: Der 10-Franken-Schein der fünften Banknotenserie. Die Banknote wurde zum 1.10.1956 ausgegeben und auf den 1.5.1980 wieder zurückgerufen. Ab dem 1.5.2000 war der Schein wertlos.

Aus dem Äquivalenz-Medium Geld ist im Traum des grünen Heinrich schlussendlich Kapital geworden – die Parallele zum Argumentationsgang in Marxens Hauptwerk, das Keller wohl nicht gelesen hat, ist auch in dieser Hinsicht frappierend. *Der grüne Heinrich* liefert mit dem Brückentraum eine literarische Analyse der Geldform und der mit ihr gegebenen Lösung der Identitätsfrage. Den Problemen, die sich einstellen, wenn Geld zu Kapital wird, wendet sich Kellers Altersroman *Martin Salander* zu. In seinem Mittelpunkt steht eine Figur, die ihrem Namen wie der grüne Heinrich alle Ehre macht: ein anderer namens Salan-

¹⁶ Auch ein so genauer Leser wie Gerhard Kaiser folgt dieser Assoziation und blendet die Bienen-Bezüge aus: „der Goldfuchs wird zum Pegasus der Poesie“ (Kaiser 1981, 228). Auf die verlässliche Präsenz und Brechung mythologischer Motive im Werk Kellers hat Herbert Anton (1970) aufmerksam gemacht.

der. Gottfried Keller ist ein Geld-Dichter von Graden; sein Werk hält ein Wissen über Geld bereit, das man nicht nur Wirtschaftswissenschaftlern und Notenbankern, sondern allen, die mit Geld zu tun haben (also allen) wünschen würde. Die Schweizer Notenbank hatte eine profane Erleuchtung, als sie mit einem Porträt Gottfried Kellers die gängigste Franken-Banknote schmückte.

Literatur

- Alt, Peter-André. *Der Schlaf der Vernunft. Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit*. München: C. H. Beck, 2002.
- Amrein, Ursula. „Todesfiguren. Zur Begründung des Realismus bei Gottfried Keller“. *Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne*. Hg. Ursula Amrein, Regina Dieterle. Berlin, New York: De Gruyter, 2008. 63–86.
- Anton, Herbert. *Mythologische Erotik in Kellers ‚Sieben Legenden‘ und im ‚Sinngedicht‘*. Stuttgart: Metzler, 1970.
- Benjamin, Walter. *Gesammelte Schriften*. Hg. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1972–1999.
- Blumenberg, Hans. *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1997.
- Butzer, Günter und Joachim Jacob (Hg.). *Metzler Lexikon der Symbole*. Stuttgart: Metzler, 2012.
- Haverkamp, Anselm (Hg.). *Theorie der Metapher*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. *Werke in zwanzig Bänden*. Hg. Karl Markus Michel, Eva Moldenhauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1970.
- Heidegger, Martin. „Bauen Wohnen Denken“. *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Günther Neske, 1954. 145–162.
- Hölderlin, Friedrich. *Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe*. Hg. D. E. Sattler, Michael Knaupp. Frankfurt/M., Basel: Stroemfeld, 1975–2008.
- Hörisch, Jochen. *Gott, Geld und Glück. Zur Logik der Liebe in den Bildungsromanen Goethes, Kellers und Thomas Manns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1983.
- Hörisch, Jochen. *Weibes Wonne und Wert. Richard Wagners Theorie-Theater*. Berlin: Eichborn, 2015.
- Hörisch, Jochen. „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus. Zur Psychoanalyse von Eigennamen“. *Pluralität und Singularität der Psychoanalyse. Arbeitstagung der deutschen Psychoanalytischen Vereinigung Kassel 3.–6. Juni 2015*. Hg. Gebhard Allert, Konrad Rühling, Ralf Zwiebel. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2015. 19–34.
- Janz, Curt Paul. *Friedrich Nietzsche. Biographie*. Drei Bände. München, Wien: Carl Hanser, 1993.
- Kaiser, Gerhard. *Gottfried Keller. Das gedichtete Leben*. Frankfurt/M.: Insel, 1981.
- Keller, Max. „Vom verlorenen Vertrauen zu Volk und Gott. Gottfried Keller und Karl Marx“. *Rote Revue – Profil* 67 (1988): 20–25.
- Lindemann, Holger. *Die große Metaphern-Schatzkiste. Systemisch Arbeiten mit Sprachbildern, Band 1: Grundlagen und Methoden*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016.

- Marcel, Gabriel. *Homo viator. Philosophie der Hoffnung*. Düsseldorf: Bastion-Verlag, 1949.
- Marx, Karl. *Marx-Engels-Werke*. Berlin: Dietz, 1956–1968.
- Matt, Peter von. „Gottfried Keller und der brachiale Zweikampf“. *Das Schicksal der Phantasie. Studien zur deutschen Literatur*. München, Wien: Carl Hanser, 1994. 187–207.
- Muschg, Adolf. *Gottfried Keller*. München: Kindler, 1977.
- Nietzsche, Friedrich. *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hg. Giorgio Colli, Mazzino Montinari. Berlin, New York: De Gruyter, 1967 ff.
- Novalis. *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hg. Richard Samuel in Zusammenarb. Hans-Joachim Mähl, Gerhard Schulz. Stuttgart: Kohlhammer, 1960 ff.
- Steiner, Uwe C. *Verhüllungsgeschichten. Die Dichtung des Schleiers*. München: Fink, 2006.
- Swales, Martin. „Das realistische Reflexionsniveau. Bemerkungen zu Gottfried Kellers *Der grüne Heinrich*“. *Gottfried Keller. Elf Essays zu seinem Werk*. Hg. Hans Wysling. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1990. 9–22.